

8. These: Eine andere Gesellschaft braucht keine soziale Hierarchie mehr.

Wer seine Zeitgenossen davon überzeugen will, dass eine andere, herrschaftsfreie Gesellschaft möglich ist, die auf der Basis der Vergesellschaftung der Produktionsmittel die Potentiale des technisch modernen, hochgradig arbeitsteiligen Produktionsprozesses zu humanen Zwecken nutzt, der muss sich notgedrungen mit der Ideologie eines vermeintlichen Sachzwangs auseinandersetzen, die heute allgemein verbreitet ist und derzufolge die existierende Sozialstruktur vielleicht nicht ideal, aber technisch funktional sei. Sie kommt zwar ganz ohne Ideen aus, kein soziales Versprechen, keine Vorstellung von der vernünftigen Einrichtung der Gesellschaft verbindet sich mehr mit ihr, aber sie ist dennoch unglaublich wirkmächtig, weil sie unmittelbar vom Schein ausgeht, den der Produktionsapparat und seine Organisation hervorbringt. Sie gibt sich dementsprechend ganz ideologiefrei, abgeklärt, pragmatisch und realistisch. Ihre Vertreter berufen sich bloß noch auf die Funktionalität bestehender Machtstrukturen in Bezug auf den technischen Fortschritt und den auf seiner Grundlage erzeugten Reichtum. Der funktionalistischen Schichtungstheorie, die ihr wissenschaftliche Weihen verleiht, stellt sich die moderne Gesellschaft als ein System von bedeutsameren und weniger bedeutsamen Positionen dar, an die bestimmte Funktionen geknüpft sind, die ihre Mitglieder zu erfüllen haben, damit sie sich nicht nur reproduzieren, sondern überdies ihr Wohlstand beständig wachsen kann. Unter dieser Prämisse erscheint soziale Schichtung oder allgemeiner formuliert: soziale Ungleichheit als „ein unbewusst entwickeltes Werkzeug, mit dessen Hilfe die Gesellschaft sicherstellt, dass die wichtigsten Positionen von den fähigsten Personen gewissenhaft ausgefüllt werden.“¹ Denn dadurch dass in die Positionen entsprechend ihrer Bedeutung „soziale Belohnungen eingebaut“² sind, werden die Individuen dazu motiviert, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, die Mühen einer langwierigen Ausbildung auf sich zu nehmen, und sich anzustrengen, sich im Wettbewerb untereinander zu bewähren, sodass schließlich die Begabtesten, Besten und Leistungswilligsten die bedeutsamsten Positionen besetzen.³ Offensichtlich ist diese Vorstellung von einem Positionengeflecht an dem hohen Grad der Kooperation und Arbeitsteilung gebildet, der für den modernen Produktionsprozess charakteristisch ist. Je differenzierter und avancierter die Arbeitsteilung ist, je feiner und reibungsloser die Teiltätigkeiten ineinander greifen müssen, desto genauer müssen sie aufeinander abgestimmt sein und dazu müssen Zuständigkeiten festgelegt werden, die den Kern

¹ Davis Kingsley und Wilbert E. Moore: Einige Prinzipien der sozialen Schichtung, (1945), in: Heike Solga, Justin Powell, Peter A. Berger (Hg.): Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse, Frankfurt / New York 2009, S. 51

² Ebd.

³ Vgl. ebd.

dessen ausmachen, was Position genannt wird. Daraus leitet sich offenbar zwangsläufig auch der Bedeutungsunterschied der Positionen und damit die hierarchische Struktur des Positionengefüges ab, denn wer die eine besetzt, muss berechtigt sein, die Tätigkeiten von anderen auf anderen ihr zugeordneten Positionen anzuleiten und zu dirigieren. Die gesellschaftliche Teilung der Arbeit in miteinander konkurrierende Produktionseinheiten sorgt schließlich dafür, dass diese sich ständig technisch wie strukturell modernisieren, oder wie der Systemtheoretiker sagen würde, den sich verändernden Umweltbedingungen anpassen. Die skizzierte, eher makrosoziologische Vorstellung vom Gesellschaftsbau koinzidiert auch mit der Erfahrung, die die Individuen im gesellschaftlichen Reproduktionsprozess machen. Als in ihrer ganz überwiegenden Mehrheit abhängig Beschäftigte der Unternehmen müssen sie sich, um ihre Existenz zu sichern, in das ihnen vorgegebene Gefüge von Positionen in diesen hierarchisch strukturierten Organisationen eingliedern. Das gilt selbst für diejenigen, die Einfluss auf die konkrete Ausgestaltung solcher Organisationen haben. Unter dieser Bedingung muss auch das Leistungsprinzip, nach dem angeblich die Positionen besetzt werden, und die mit ihm einhergehende soziale Ungleichheit nicht nur als selbstverständlich, sondern auch als vollkommen gerecht erscheinen. Ist die eigene Selbsterhaltung gesellschaftlich vermittelt, muss jeder nach seinen Fähigkeiten seinen Beitrag zur gesellschaftlichen Reproduktion leisten. Werden dann bei der Verteilung der Positionen und des erwirtschafteten Gesamtproduktes alle am gleichen Maß der Leistung gemessen, so ist das Gleichheitspostulat erfüllt. Und wenn dann jeder, weil die Leistungen unterschiedlich sind, einen anderen Lohn erhält, so ist auch noch dem anderen Gerechtigkeitspostulat, wonach jedem das Seine zuteil werden soll, Genüge getan. Wie sehr die Hirne der Lebenden von dem Dogma beherrscht sind, dass die bestehende soziale Hierarchie notwendig oder zumindest technisch funktional sei, lässt sich schon daran ablesen, dass sich die gesamte wissenschaftliche wie öffentliche Diskussion lediglich um das von ihr abgeleitete Phänomen der ungleichen Verteilung des Reichtums dreht. Die soziale Hierarchie selbst steht nie zur Debatte. Dabei sind die Rangunterschiede nur ein Phänomen genau wie die Unterschiede in Bezug auf den materiellen Wohlstand, die sich aus ihnen herleiten sollen, und werden dementsprechend auch wie diese in der Ungleichheitsforschung als eine von mehreren Dimensionen behandelt, in denen soziale Ungleichheit gemessen wird.⁴ Anspruch auf den Status einer nicht in Frage zu stellenden Voraussetzung kann die soziale Hierarchie nur erheben, weil sie im Kleide einer technischen Hierarchie auftritt, die sich allein aus den Erfordernissen einer effizienten Kooperation und Arbeitsteilung ergeben soll. Das gesellschaftliche Bewusstsein sitzt

⁴ Vgl. Heike Solga, Justin Powell, Peter A. Berger (Hrsg.): Soziale Ungleichheit – ein zentrales Thema der Gesellschaftsanalyse. Eine Einführung, in: Dies. (Hrsg.) Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse, Frankfurt / New York 2009.

dem Schein der empirischen Erscheinung auf, dem Schleier den die kapitalistische Produktionsweise um sich selbst webt, der technischen Fassade, hinter der die kapitalistischen Ausbeutungsverhältnisse immer unsichtbarer werden. Eine Wissenschaft, die diesen Schein durchdringen will, darf sich nicht allein auf die Untersuchung der gegebenen gegenwärtigen Gestalt der Gesellschaft als eines Positionensystems kaprizieren. Sie muss sich an ihre Anfänge erinnern und dem verborgenen, im Feld der Soziologie immer historischen Prozess nachspüren, der die gegenständliche Erscheinung hervorgebracht hat. Nur so kann sie der Nichtidentität von technischer und sozialer Hierarchie inne werden. Und nur dann eröffnet sich die Möglichkeit zur Veränderung der Gesellschaft.

Dieser Prozess ist der der Entwicklung des Produktionsapparates in seiner spätkapitalistischen Form⁵ und der damit einhergehenden Herausbildung dessen, was man in Anschluss an Emil Lederer und Siegfried Kracauer die Angestelltengesellschaft nennen kann. Anfang des 20. Jahrhunderts steigt die Zahl der Angestellten sprunghaft an, weil, so Kracauer, im Zuge der Konzentration und Zentralisation des Kapitals Riesenunternehmen entstehen, die eines ihrer Größe entsprechenden Verwaltungsapparates bedürfen.⁶ Dieser Vorgang ist nicht allein Marktbewegungen geschuldet bzw. ist die immanente Tendenz des Marktes zur Aufhebung der Konkurrenz durch Monopol-, Oligopol und Kartellbildungen in Zusammenhang mit dem technischen Fortschritt unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen zu sehen, der in einem immensen Wachstum der Maschinerie seinen Ausdruck findet. Die sehr langfristigen Verwertungszyklen des stets wachsenden Wertanteils des fixen Kapitals nötigen den Unternehmen einen gewaltigen Planungsaufwand ab. Und einigermaßen planbar wird der Gesamtprozess dadurch, dass einige von ihnen eine marktbeherrschende Stellung einnehmen und so Zulieferer wie Absatzmärkte für ihre Massenproduktion weitgehend kontrollieren können. Bedeutungsvoller als die bloße Ausweitung der Verwaltungsaufgaben und der damit verbundene Ausbau der Unternehmensbürokratien für die Entstehung der Angestelltengesellschaft ist jedoch die Umstrukturierung der Unternehmensverwaltung. Derselbe Fortschritt, in dessen Zuge die verschiedenen Produktionsprozesse technisch immer abhängiger voneinander und zu immer größeren Einheiten zusammengeschlossen werden, der also sachlich die Vergesellschaftung des Produktionsprozesses zur Folge hat, führt auch zu einer Vergesellschaftung auf der Ebene seiner ökonomischen Formbestimmung, also des Kapitals, die sich im Siegeszug der Aktiengesellschaft

⁵ Den Begriff des Spätkapitalismus nur als Bezeichnung einer Phase des Kapitalismus zu verstehen, ist irreführend, weil damit suggeriert wird, dass er sich in seinem Endstadium befindet. Adorno bestimmt ihn deshalb als Strukturbegriff. Gekennzeichnet sei er von der Ablösung der Herrschaft des freien Marktes von Monopol- und Oligopolstrukturen. Vgl. Theodor W. Adorno: Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft, in: Ders.: Soziologische Schriften I, Frankfurt am Main 1979, S. 354-370.

⁶ Vgl. Siegfried Kracauer: Die Angestellten, Frankfurt 1917, S. 12/13.

zeigt. Denn die außerordentlich hohen Auslagen für das fixe Kapital übersteigen bei weitem die Möglichkeiten einzelner Unternehmer. Um es aufzubringen, müssen sie sich zusammentun bzw. müssen sie zusammenlegen. Sie werden zu Anteilseignern ihrer Unternehmen. Auch wenn die Eigentumsordnung insofern erhalten bleibt, als sich die Möglichkeiten der Einflussnahme an der Höhe der Anteile ausrichtet, so bedarf das Unternehmen jetzt doch einer eigenständigen Verwaltung. Seine Führung muss grundsätzlich allen Teilhabern gerecht werden und hat es in deren allgemeinem Interesse, also zum Zweck größtmöglichen Erfolges hinsichtlich der Verwertung des von ihnen vorgeschossenen Kapitals relativ selbständig zu leiten. Eigentumstitel auf und Verfügung über die Produktionsmittel werden entkoppelt und durch verschiedene Instanzen wie Aufsichtsrat und Vorstand vertreten, die durchaus gegensätzliche Interessen verfolgen können. Marx bestimmt diesen Vorgang, dessen Anfänge er noch miterlebte, als den der „Aufhebung des Privatkapitals innerhalb der Grenzen der kapitalistischen Produktionsweise selbst“⁷. Sein Produkt ist das moderne Management, das nun für das operative Geschäft zuständig ist.

Die Manager, die nicht mehr Eigentümer des Kapitals, sondern nur noch dessen Verwalter sind, sind aber formell als Angestellte nicht nur dem Rest der Belegschaft gleichgestellt, sondern bilden einen Teil von ihr. Wie alle anderen auch sind sie abhängig Beschäftigte, die nur noch eine notwendige Funktion im Reproduktions- und Akkumulationsprozess des Kapitals erfüllen.

Anders als noch der Unternehmer in Chaplins „Modern Times“ können sie nicht länger in ihrem Büro ungestört Puzzle legen. Auch wenn sie die Arbeit der Ausbeutung, die anderen die Arbeit leisten, die ausgebeutet wird, müssen auch sie arbeiten und beziehen dafür ein Gehalt, das in der Unternehmensbilanz als Lohnkosten verbucht und steuerlich abgesetzt werden kann.

Der Transformationsprozess zur Angestelltengesellschaft wird jedoch unzureichend erfasst, wenn man nur die Veränderungen auf der Verwaltungsebene in Betracht zieht. Ihnen korrespondieren solche des Arbeitsprozesses in der Produktion, deren technische Entwicklung schließlich den Ausgangspunkt für die Anpassung der Unternehmensverwaltung bildet. Sie fallen in die gleiche Phase zu Beginn des 20. Jahrhunderts und werden in der Fachliteratur unterm Schlagwort des Fordismus zusammengefasst. Mit dem Fordismus werden üblicherweise Merkmale wie Massenproduktion, Massenkonsum, die Durchsetzung einer keynesianistischen Wirtschaftspolitik, ganz zentral aber die Formierung des Arbeitsprozesses durch James Taylors wissenschaftliche Betriebsführung assoziiert. Letztere zielt darauf, die Arbeitsabläufe exakt zu erfassen, sie genau zu analysieren, sie in der praktischen Folge weiter zu zergliedern, zu

⁷ Karl Marx: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Dritter Band, hrsg. v. F. Engels, Berlin 1987 (identisch MEW Bd. 25), S. 452.

vereinfachen und zu standardisieren, um sie so effektiv wie möglich zu gestalten und zugleich auf diese Weise die Arbeiter ihres Wissens über sie, ihrer Erfahrung und ihres Geschicks zu enteignen und diese subjektiven Momente in Form von wissenschaftlichen Verfahren objektiviert beim Management zu monopolisieren. Die Arbeiter, durch die Maschinerisierung im Zuge der ersten industriellen Revolution bereits zu Anhängseln der Maschinerie degradiert, werden dieser nun völlig untergeordnet, zu Maschinendienern, deren Tätigkeit, beschränkt auf die Ausübung einer Teilfunktion, deren Zusammenhang mit den anderen Teilfunktionen sie weder interessieren muss noch soll, eher gymnastischen Übungen ähnelt als einer Arbeit, wie Günther Anders einst treffend bemerkte.⁸

Mit der Vergrößerung der Produktionseinheiten bei gleichzeitigem Fortschritt in der Zerstückelung des Produktionsprozesses steigt aber auch der Bedarf an Abstimmung der Teilarbeiten aufeinander. Man braucht nun mehr technisches Personal, das für reibungslose Abläufe sorgt. Insofern dieses Personal direkt in der Produktion tätig ist, gehört es noch dem Gesamtarbeiter an. Insofern ihm die Aufgabe der Aufsicht und der Überwachung nicht nur der Abläufe, sondern damit auch der Arbeiter zukommt, steht es aber in Gegensatz zu ihnen und bildet eher die unteren und mittleren Ebenen des Managements. Man kann wohl Andre Gorz' Einsichten folgend davon sprechen, dass mit der Strukturierung der Produktionsprozesse gemäß den Prinzipien der wissenschaftlichen Betriebsführung die in der Vorstellung eines Positionensystems unterstellte technische Hierarchie streng genommen erst geschaffen wird.⁹ Denn erst die Konzentration der Übersicht und des Wissens zumindest über Teilprozesse macht es nötig, Zuständigkeiten zu definieren und gibt der Gliederung des Gesamtarbeiters ihre bekannte technokratisch dirigistische Form. Erst jetzt bildet sich auch die Figur des technischen Angestellten heraus, der, was immer seine Stellung im Produktionsprozess tatsächlich sei, seinem Bewusstsein nach, nicht zuletzt seiner technischen Ausbildung wegen, dem Management näher steht als denen, die er der Arbeiterschaft zurechnet. So wie also auf der Verwaltungsebene sich ein gegen die einzelnen Eigentümer relativ unabhängiges Management formt, so nimmt auf der Ebene der Produktion ein technisches Management Gestalt an, das sich von den einfachen Arbeitern absetzt. Zwar bleibt letzteres ersterem grundsätzlich untergeordnet und es ergeben sich notwendig Reibungsflächen, wo beide Ebenen ineinander übergehen bzw. zusammenstoßen, aber was die Angehörigen beider Gruppen eint, ist ihr Angestelltenstatus, der sie formell gleichstellt,

⁸ Vgl. Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen, Zweiter Band, Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution, München 1984, S. 92.

⁹ Vgl. Andre Gorz: Technische Intelligenz und kapitalistische Arbeitsteilung, in: Richard Vahrenkamp (Hrsg.): Technologie und Kapital, Frankfurt am Main 1973, S. 105.

und ihre damit verknüpfte Einstellung, für einen möglichst effizienten Ablauf des Verwertungsprozesses Sorge zu tragen.

Der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit und mit ihm der Klassenantagonismus in seiner bisherigen Form als Gegensatz der Eigentümer der Produktionsmittel und derer, die sie zwar anwenden, dabei aber dem Willen ihrer Besitzer untergeordnet sind, scheint nun aus den Unternehmen verbannt. Nur an seinen Extremen, ganz unten und ganz oben, als einer zwischen den einfachen Arbeitern und den Geldgebern kann man ihn noch erfassen, aber dazwischen liegt jetzt als ein dicker, ihn neutralisierender Puffer die ganze Angestelltenhierarchie. Die offizielle Soziologie folgert vorschnell daraus, dass das Ende der Klassengesellschaft gekommen sei. Aber der Gegensatz von Kapital und Arbeit ist nicht wirklich aus dem Betrieb und dem Erfahrungsbereich der Arbeiter verschwunden. Er hat sich nur transformiert und nimmt nun die Gestalt eines Gegensatzes des Wissens, des Gegensatzes von Kopf- und Handarbeit an.

Der Prozess zur Angestelltengesellschaft ist damit aber noch nicht abgeschlossen. Der Fordismus wird bekanntlich vom Postfordismus abgelöst. Die Arbeitskraft muss nun ganz andere Qualitäten aufweisen. Sie muss vor allem flexibel sein und beständig dazulernen, sie muss kommunikationsfähig sein und in kleinen Teams arbeiten, sie muss sich einen gewissen Überblick verschaffen, sie soll Eigeninitiative zeigen, ihre Erfahrungen nutzen und verantwortungsvoll handeln. Auch die Unternehmen wandeln sich. Zwar bleibt die Aktiengesellschaft erhalten und gewinnt sogar noch an Bedeutung, aber intern wird umstrukturiert. Flache Hierarchien werden eingeführt, Produktionsabläufe werden effizienter koordiniert, man produziert just-in-time, man beschränkt sich aufs Kerngeschäft und sourct Abteilungen aus. Ermöglicht und erzwungen werden diese Veränderungen durch das, was man die dritte industrielle Revolution nennt, die umfassende Digitalisierung der Produktion wie auch der Konsumtion.

Der Computer ist aber nicht irgendeine neue Maschine. Mit seiner Erfindung erfüllt sich ein uralter Menschheitstraum, etwas, wovon bis dahin nur phantasiert werden konnte: Die Dinge gehorchen nun auf des Menschen bloßes Wort. In Algorithmen zusammengefasste Befehlsketten, formuliert in einer Computersprache, die auf den Regeln der formalen Logik und ihrer Wahrheitstafeln beruht, werden in eine aus Nullen und Einsen bestehende Maschinensprache übersetzt und mittels einer durch sie festgelegten Abfolge elektrischer Schaltungen ein bewusstloser Mechanismus in Gang gesetzt. Der Computer ist die Maschine aller Maschinen, die Metamaschine, die alle andere Maschinerie steuert.

Aber auch die phantastischste Maschine ist und bleibt eine Maschine. Sie mag noch so lernfähig sein, ihre Elektronik kann Denkvorgänge nur simulieren, ihr mangelt die Reflexionsfähigkeit.

Auch sie muss also bedient, überwacht, kontrolliert, reguliert und gesteuert werden, und zwar vom früheren Diener der Maschinen. Und weil diese Maschinen ihrerseits den Produktionsprozess überwachen, kontrollieren, regulieren und steuern, ändert sich das Anforderungsprofil ihres Dieners. Es kommt nicht mehr darauf an, dass er wie sein fordistischer Ahne eine beschränkte Teilfunktion im maschinellen Gesamtgetriebe erfüllt und sich zu diesem Zweck Bewegungsabläufe antrainiert. Der Maschinendiener von einst avanciert, zumindest potentiell, zum Wächter und Regulator des Produktionsprozesses, wie es Marx an einer berühmten Stelle aus den Grundrissen formuliert.¹⁰ Denn die Planung, Steuerung und Kontrolle selbst von Teilprozessen kann kaum wahrnehmen, wer nur seinen abgezielten Teilbereich im Auge hat, die moderne Arbeitskraft braucht schon einige Kenntnisse von den benachbarten Prozessen, einen gewissen Überblick. Sie muss zudem, da ihre neue Universalität durch den Computer vermittelt ist, vor allem die Maschinensprache beherrschen, in der ihre Anweisungen codiert sein müssen, und sie muss auch ein gewisses Verständnis für die bewussten Mechanismen mitbringen, die sie mit ihren Befehlen in Gang setzt. Überdies muss sie, da die neue Steuerungsmaschine den Produktionsprozess mit seiner Verwaltung zusammenschließt, neben den Aufgaben des Ingenieurs auch noch die des Managers übernehmen. All das bedeutet keineswegs, dass ihre Aufgaben wesentlich schwieriger werden, ihre Bewältigung setzt nun nur gewisse Kenntnisse und eine gewisse Ausbildung voraus. Die einfache Arbeitskraft ist nicht länger die auf zumeist vorgegebene körperliche Funktionen reduzierte, sondern die dem allgemeinen Stand der technischen Kultur angepasste. Die Abstraktheit ihrer Tätigkeit äußert sich jetzt nicht mehr in ihrer Isolierung, nicht länger darin, in einer Teilfunktion festgebannt zu sein, sondern in ihrer Flexibilität, auf der einen wie auf der anderen Stelle eingesetzt werden zu können.

Deshalb sollte sie auch stets bereit sein, dazuzulernen. Im Vorbereitungsstadium auf die spätere Arbeit sollte, weil die Funktionen sich ständig ändern und zu Beginn der Ausbildung kaum zu antizipieren ist, wie sie in Zukunft aussehen, der Akzent weniger darauf gelegt werden, etwas Bestimmtes zu lernen, als vielmehr das Lernen selbst zu lernen. Und weil man das ganze Leben flexible Arbeitskraft sein wird, sollte man sich auch auf lebenslanges Lernen einstellen.

Entscheidend bei all dem ist jedoch, da die Arbeitskraft nun formell dem Management zugehört und inhaltlich zum Wächter und Regulator der Produktionsprozesses aufgestiegen ist, also zu dessen möglichem Subjekt, dass man all das aus eigenem Antrieb, also selbstgesteuert tut. Denn erst dadurch wird der Angestellte zu dem, was man Humankapital nennt, zum Manager seiner selbst, zu dem paradoxen Subjekt, das seine Fremdbestimmung in eigene Regie nimmt, das nicht

¹⁰ Vgl. Karl Marx: Grundrisse einer Kritik der politischen Ökonomie, MEW Bd. 42, Berlin 1983, S. 601.

nur sich in Form der Ware Arbeitskraft auf dem Markt werbewirksam feilzubieten weiß, sondern auch im Produktionsprozess all seine Kenntnisse und Fähigkeiten, seine Erfahrung, sein Geschick und seinen Einfallsreichtum in den Dienst der Verwertung des Werts stellen und die Maschinerie zum Zweck seiner eigenen, möglichst vielseitigen Ausbeutung anwenden kann.¹¹ Damit vollendet sich der Prozess, der hier unter dem Schlagwort Fordismus skizziert wurde. Der Postfordismus ist nicht nur als Ablösung oder Negation, sondern ebenso als Fortentwicklung und Ergänzung des Fordismus zu begreifen, als das, was Hegel seine Aufhebung genannt hätte. Wenn auch die Trennung von Kopf- und Handarbeit, an der Taylor noch so viel lag, sich jetzt nicht mehr länger aufrechterhalten lässt, so baut doch ihre zumindest partielle Überwindung im postfordistischen Produktionsprozess auf dem auf, was durch die Gestaltung des fordistischen nach den Prinzipien der wissenschaftlichen Betriebsführung erreicht wurde. Die Zergliederung, Vereinfachung und vor allem die Standardisierung der Arbeitsabläufe ähnelt die Tätigkeiten, wenigstens, was die Fähigkeiten anbetrifft, sie auszuführen, so einander an, dass die Arbeitskräfte verschiedene Funktionen wahrnehmen können. Die Flexibilisierung stellt einen Fortschritt der Abstraktion dar.

Und so wie in der Phase des Fordismus die früheren Fabrikherren formell zu höheren Angestellten mutierten, so müssen die in niedere Angestellte verwandelten Arbeiter im Postfordismus nun auch reell Managementaufgaben erfüllen und für ihre eigene Ausbeutung sorgen. Im Angestelltenstatus, der Mitte zwischen Kapital und Arbeit, ist nun mit der Trennung von Kopf- und Handarbeit auch der letzte Hinweis auf deren Gegensatz und damit auf den Klassenantagonismus verschwunden. Er hat sich in der hierarchisch abgestuften, für Auf- und Abstiege angeblich durchlässigen Organisation des arbeitsteiligen Produktionsprozesses in einer für die darin Eingespannten nicht mehr erfassbaren Form verdinglicht. In dieser Gestalt verpuppt stellt sich der kapitalistische Produktionsprozess und seine ihm spezifische Organisationsweise, die der Ausbeutung von Mensch und Natur dient, als der technisch moderne, arbeitsteilige Arbeitsprozess selbst und seine Hierarchie als die rein sachlich begründete soziale Bedingung seines Ablaufs dar. Und diese Hierarchien werden nicht flacher, sondern steiler. Weil die Arbeiter nun von selbst tun müssen, wozu sie früher angeleitet werden mussten, weil schon die Ausführung einfacher Arbeiten den Umgang mit dem Computer voraussetzt, weil mit ihm auch die Verwaltung maschinisiert und rationalisiert wird, weil in die Algorithmen das Kommando über die Arbeit bereits einprogrammiert ist, können ganze Managementebenen wegfallen, die früher die Vermittlungsarbeit zwischen ganz oben und ganz unten erledigten. Nur halten jetzt alle

¹¹ Vgl. Rita Casale / Christian Oswald: Bildung zum Humankapital, in: Katharina Walgenbach (Hrsg.): Bildung und Gesellschaft im 21. Jahrhundert. Zur neoliberalen Neuordnung von Staat, Ökonomie und Privatsphäre, Frankfurt / New York 2019, S. 80.

Beteiligten das Ganze mit seinem eingebauten hierarchischen Gefälle für einen weithin automatisierten, technischen Ablauf, in dem jeder eine ihm vorgegebene Funktion erfüllt. Dass die Entscheidungen darüber, wer was wie tut, immer noch denjenigen obliegt, denen die Produktionsmittel gehören, dass überhaupt die gesamte hierarchische Struktur nur der Machtkonzentration geschuldet ist, die der kapitalistische Verwertungsprozess hervorbringt, gerinnt unter diesen Umständen zum Glaubenssatz unverbesserlicher Marxisten, auf dessen Gültigkeit die empirische Realität keinen Hinweis mehr zu geben scheint. Ökonomische, d.h. kapitalistische Form und technischer Inhalt sind für die Beteiligten nicht mehr unterscheidbar. Die immer noch stattfindende Unterdrückung und Ausbeutung sind keiner Klasseneinteilung mehr zuzuordnen, sondern erscheinen völlig unübersichtlich und individualisiert ins Positionengeflecht von Betrieb und Gesellschaft als rein technische Erfordernisse eingebaut. Wer sich nicht vom technischen Fortschritt und seinen Errungenschaften verabschieden und deshalb als komplett verrückt gelten will, kommt offenbar nicht mehr umhin, die hierarchische Struktur der Unternehmen als Grundlage seiner unbestreitbaren Funktionalität in Bezug auf die Schaffung gesellschaftlichen Reichtums zu akzeptieren.

Dementsprechend lassen sich auch in modernen Organisationen wie den Aktiengesellschaften, in denen alle gleichgestellt zu sein scheinen, die für sie charakteristischen Rangunterschiede sowie die mit ihnen verknüpfte soziale Ungleichheit nicht mehr auf das Eigentum an den Produktionsmitteln, sondern nur noch auf die Arbeitsteilung in ihnen zurückführen. Die sachliche Verschiedenheit der konkreten Teilarbeiten und die jeweilige Eignung der Individuen, sie angemessen auszuführen, muss nun zur Erklärung dafür herhalten, wer die Arbeit der anderen kommandieren und über den Einsatz der Produktionsmittel entscheiden darf, und wer wie viel verdient. Nicht mehr die soziale Position, die davon bestimmt wird, ob man zu den Eigentümern der Produktionsmittel oder zu den Habenichtsen gehört, soll nun festlegen, wer welche Funktion im Produktionsprozess wahrnimmt, sondern umgekehrt die Funktionalität, die eigenen Fähigkeiten und Leistungen scheinen nun den Ausschlag dafür zu geben, welche Position man einnimmt. Erst jetzt, da alle gewissermaßen zu Elementarteilchen der einzelnen Produktionseinheiten und ihrer Verwaltungsapparate geworden sind, kann sich die Leistungsideologie voll entfalten, kann das Leistungsprinzip Anspruch auf universelle Geltung erheben und muss es das tun, weil nur es allein noch eine Rechtfertigung sozialer Unterschiede zu bieten vermag.

Wo aber nicht mehr die Stellung im Produktionsprozess, sondern allein die individuelle Leistungsfähigkeit die eigene Positionierung bestimmen soll, dort muss Chancengleichheit herrschen. Es kann darum nicht verwundern, dass die Chancengleichheit zum Ideal der

Angestelltengesellschaft aufsteigt. Es zu verwirklichen, wird zur Aufgabe ihres Bildungswesens, das sich, wie Helmut Schelsky bereits in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts treffend feststellte, „zur ersten und damit entscheidenden zentralen sozialen Dirigierungsstelle“¹² entwickelt, an der über die Verteilung der Individuen auf die Positionen – und damit über ihre Zukunft – entschieden wird. Spätestens seitdem wird gerade von linken Wissenschaftlern und Intellektuellen, allen voran Pierre Bourdieu, in unzähligen Studien nachgewiesen, dass es beständig an dieser Aufgabe scheitert.

Mit den PISA-Studien werden nun wieder einmal Bildungsreformen in Angriff genommen, die hier Abhilfe schaffen sollen. Die Kinder sollen möglichst früh, möglichst ab dem ersten Lebensjahr, und möglichst umfänglich, nämlich den ganzen Tag, einem staatlich beaufsichtigten Bildungssystem eingegliedert werden, damit nicht unterschiedliche familiäre Voraussetzungen ihren Bildungsprozess in diskriminierender Weise beeinflussen. Durch Förderung sozial benachteiligter Schüler, Absenkung des Anspruchsniveaus, noch stärkerer Verschulung der Bildung, eine Akzentverschiebung auf die Techniken der Wissensgenerierung und eine umfassende Standardisierung des Unterrichts und seiner Inhalte soll eine Nivellierung der Auswirkungen sozialer Ungleichheit bewirkt werden. Chancengleichheit soll sich in Form der Vergleichbarkeit der Individuen realisieren, die alle über die gleichen Kompetenzen verfügen, sich aber im Grad ihrer Beherrschung unterscheiden, sodass sich ihre vermeintliche Verschiedenheit auch bewerten lässt. So soll ein vermeintlich fairer Wettbewerb garantiert werden, in dem nur noch die Unterschiede einer natürlich gedachten Begabung und der individuellen Leistung den Ausschlag dafür geben, wer in welche Position gelangt.

Dennoch steht zu befürchten, dass auch die jetzt eingeleiteten Reformen nicht zum gewünschten Resultat führen. Und tatsächlich beklagen die Autoren der PISA-Studien bei jeder Veröffentlichung der letzten Ergebnisse aufs Neue, dass weiterhin die soziale Herkunft über den Bildungserfolg entscheide. Das Ideal der Chancengleichheit ereilt das gleiche Schicksal, das noch jedem Ideal beschieden ist, das auf dem Boden kapitalistischer Produktionsverhältnisse sprießt. Aufgrund seines nur abstrakten Gegensatzes zur Ordnung der Ungleichheit bildet es ein konstitutives Moment derselben. So sehr diese von ihm aus gesehen der Kritik verfällt, ebenso sehr dient es ihrer Verklärung. Denn der Zweck der ganzen Veranstaltung ist ja die passende Verteilung der Individuen in einem hierarchisch strukturierten Positionensystem, das durch soziale Ungleichheit gekennzeichnet ist. Soziale Ungleichheit als Resultat des Wettbewerbs um die Positionen ist also ihrerseits die Voraussetzung des Bildungswesens, das seinerseits

¹² Helmut Schelsky: Soziologische Bemerkungen zur Rolle der Schule in unserer Gesellschaftsverfassung, in: Ders.: Auf der Suche nach Wirklichkeit, Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf-Köln 1965, S. 136.

Chancengleichheit herstellen soll, damit gleiche Ausgangsbedingungen für die nächste Generation herrschen, die ins Rennen um die Plätze an der Sonne gehen soll, auf dass soziale Ungleichheit sich reproduziere.

Der offenbare Widerspruch Chancengleichheit erzeugen zu wollen, um Chancenungleichheit zu erzeugen, artikuliert sich als Interessengegensatz. Diejenigen, die zu den Glücklichen gehören, die eine höhere Position ergatterten konnten, werden sich stets dagegen wehren, dass ihr Erfolg nicht auch ihren Kindern zugute kommt. Selbst wenn sie nicht aktiv Widerstand leisten, werden sie ihre Vorteile zugunsten ihres Nachwuchses nutzen. Die angestoßenen Bildungsreformen mögen vielleicht dazu beitragen, dass sich in Zukunft die Chancenungleichheit vermindert. Sie können möglicherweise dazu führen, dass man sich dem hehren Ideal der Chancengleichheit ein wenig annähert, erreichen lässt es sich unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen, zu denen auch die primäre Sozialisation in der Familie gehört, nicht. Seine Abstraktheit äußert sich darin, dass es ein Jenseits der Angestelltengesellschaft darstellt, dass es einerseits als deren notwendige Bedingung erscheint, andererseits aber ebenso notwendig unerfüllbar bleibt. Das Ideal der Chancengleichheit, das erst am St. Nimmerleinstag Wirklichkeit zu werden verspricht, ist eine Chimäre, der die Individuen nachjagen dürfen, damit sie nicht auf bessere Ideen kommen.

Denn es ist nur das Ideal der Angestelltengesellschaft selbst. Dem Versprechen der Chancengleichheit inhärent keine Vorstellung vom gesellschaftlichen Fortschritt. Was da versprochen wird, ist nur die brutale Zuspitzung dessen, was sowieso schon ist.

Chancengleichheit bedeutet schließlich nur, dass eine Gleichheit der Chancen besteht, und damit zugleich, dass nur wenige diese Chance auch werden nutzen können, einfach weil die begehrten Positionen rar sind. Aufstieg ist möglich, gar erwünscht, aber immer nur für einzelne – und auf Kosten anderer. Das Versprechen sozialer Mobilität gilt allgemein, richtet sich an jeden, aber an jeden als abstrakt einzelnen. Jeder ist nun ein Aufstiegs kandidat, er muss sich nur im Wettbewerb mit allen anderen Aufstiegs kandidaten durchsetzen. Und das impliziert notwendig, dass immer welche, und zwar die ganz überwiegende Mehrheit, leer ausgehen. Die haben dann weiter nichts zu sagen und können weiter ein Leben an der Armutsgrenze führen.

Die Ideologie der Chancengleichheit entpuppt sich dergestalt als ein sozialdarwinistisches Gift, das alle Poren der Gesellschaft durchdringt, und die Individuen immer weiter dissoziiert und atomisiert. Als rein Einzelne sind sich alle gleich. Als lauter Konkurrenten um den Aufstieg stehen sie im unversöhnlichen, sozialen Überlebenskampf untereinander, für den das Motto vom „survival of the fittest“ gilt. So laufen denn alle Bildungsreformen mit ihrer Kompetenz- und Outputorientierung darauf hinaus, die Schulen endgültig in Lehrfabriken zu verwandeln, die

hoch standardisierte Schülerprodukte auswerfen, die vor allem gelernt haben, sich ständig und auf allen Ebenen mit anderen zu vergleichen und unterm Verinnerlichten, zur zweiten Natur gewordenen Konkurrenzdruck in fortführenden Ausbildungsgängen leicht zu einer Ware Arbeitskraft weiterverarbeitet werden können, die im höchsten Maße an die sich ständig verändernden Anforderungen des modernen kapitalistischen Produktionsprozesses anpassungswillig und -fähig ist. Der abstrakte Individualismus der bürgerlichen Gesellschaft verallgemeinert sich, indem das Individuum sans phrase, unter Absehung von allen materiellen Bedingungen seiner Existenz, zum zentralen Akteur erhoben wird. Und damit vervollkommenet sich auch dessen Ohnmacht. Seine einzige Chance besteht darin, den durch die soziale Hierarchie vorgezeichneten Karriereweg einzuschlagen, im Wettbewerb darum alle möglichen Konkurrenten niederzutrapeln und sich dem ihm vorgegebenen Positionensystem vorbehaltlos einzugliedern, um jener Art von Selbstbestimmung teilhaftig zu werden, die dieses System alleine kennt, nämlich andere zu beherrschen, indem man in ihm blind eine Funktion wahrnimmt.

Die einzige Möglichkeit hingegen wirklich ein selbstbestimmtes Leben zu führen, die darin bestünde, sich mit dem vermeintlichen Konkurrenten, der genauso wie der angeblich Erfolgreiche zu einem entfremdeten Dasein bloßen Funktionierens verurteilt ist, zusammenzuschließen, um die soziale Hierarchie und den ihr immanenten barbarischen Wettbewerb unter den Individuen zu beseitigen, hintertreibt eben diese Struktur, die alle dazu verhält, sich allein auf sich selbst zu verlassen. Denn nicht mehr nur die Unternehmen konkurrieren in ihr miteinander, vielmehr soll nun jeder mit jedem konkurrieren, in der Gesellschaft wie in jedem einzelnen Unternehmen, und deshalb auch in den Schulen und Universitäten. Das Ideal der Angestelltengesellschaft und ihres Bildungswesens ist Hobbes' Naturzustand.

Man kann es deshalb nur noch als ein Zeichen vollständiger reformistischer Parteiverblödung interpretieren, wenn die SPD den von ihr selbst betriebenen Abbau des Sozialstaates versucht mittels Propaganda für Chancengleichheit im Bildungswesen zu kompensieren. Ein Bild würdig eines George Grosz müssen die Genossen abgeben, die abends beim Bier zusammensitzen und, schon etwas benebelt, gemeinsam das Solidaritätslied trällern, nachdem sie mittags auf ihrem Parteitag der Chancengleichheit das Wort redend für die Forcierung der Entsolidarisierung in der Gesellschaft eingetreten sind. Aber auch all die bekannten Untersuchungen, die den Mangel an Chancengleichheit in der Angestelltengesellschaft einklagen, haben, da mögen sich ihre Autoren subjektiv noch so linksradikal geben, objektiv nur den einen Sinn, dem heiligen Leistungsprinzip universell zum Durchbruch zu verhelfen. Die Klage über die Bedeutung der sozialen Herkunft

für den Bildungsprozess ist nichts anderes als die Klage darüber, dass immer noch nicht der Leistungsfähigere sich durchsetzt. Gerade in Bourdieus Schriften wird der erzbürgerliche Kampf gegen das aristokratische Prinzip der Vererbung des sozialen Status, der immer noch am vererbten Vermögen hängt, weitergekämpft.¹³ Wo der Produktionsapparat vollständig verselbständigt erscheint, wo trotz Eigentumsrechten es nur noch auf die Verfügung über die Produktionsmittel ankommen soll, wo ihre Verwaltung nur eine Funktion sein soll, soll auch nur noch der Einzelne und seine individuelle Leistung maßgeblich sein.

Das Leistungsprinzip wird jedoch von demselben Prozess ausgehöhlt, in dem es sich universell durchsetzt. Ökonomisch betrachtet gehört der Glaubenssatz, dass Leistung sich lohne, seit jeher ins Reich der Ideologie. Unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen wird die Arbeitskraft gekauft, nicht die geleistete Arbeit bezahlt. Die Arbeiter und Angestellten erhalten das, was sie unter den jeweiligen kulturellen Gegebenheiten zum Leben brauchen, nicht den Gegenwert ihrer Produktivität. Und auch der Erfolg eines Unternehmens, auf den sich die Manager gerne berufen, wenn es um die Rechtfertigung ihrer exorbitanten Bezüge geht, verdankt sich weniger ihren großartigen Leistungen, als einem anonymen Marktgeschehen, dessen Resultate auf keinen einzelnen zurückgeführt werden können. Aber diese nicht übermäßig tiefgründigen Erwägungen haben noch keinen Hohepriester der Leistungsideologie je davon abgehalten, sie weiter zu predigen.

Je weiter sich jedoch Kooperation und Arbeitsteilung entwickeln, je deutlicher die Unternehmen und die Gesellschaft zu dem beschriebenen Positionensystem werden, in dem alle nur noch Angestellte sind und zu funktionieren haben, desto unübersehbarer wird auch, was Marx bereits in seinen Grundrissen notierte: „Der wirkliche Reichtum manifestiert sich [...] - und das enthüllt die große Industrie – im ungeheuren Missverhältnis zwischen der angewandten Arbeitszeit und ihrem Produkt wie ebenso im qualitativen Missverhältnis zwischen der auf reine Abstraktion reduzierten Arbeit und der Gewalt des Produktionsprozesses, den sie bewegt.“¹⁴ Wo sich die gesellschaftliche Produktivkraft als die entscheidende Quelle des Reichtums entpuppt, wird jede individuelle Zurechnung nach dem abstrakten Maßstab der geleisteten Arbeit nicht nur unmöglich, sondern nachgerade lächerlich. Was im arbeitsteilig organisierten Produktionsprozess wirkt, ist eben die Kraft der Kooperation und der Kombination der Teilarbeiten, die etwas völlig anderes ist als ihre Summe, und was in den Maschinen wirkt, sind die Kräfte der Natur, nicht der Menschen, die sie sich durch wissenschaftliche Erkenntnis nutzbar machen, die, was immer sie

¹³ Vgl. Pierre Bourdieu / Jean-Claude Passeron: Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs, Stuttgart 1971, oder noch prägnanter, weil schon der Titel alles sagt: Pierre Bourdieu: Der Staatsadel, édition discours Band 31, hrsg. v. Franz Schultheis und Louis Pinto, aus dem Französischen von Franz Hector und Jürgen Bolder, Konstanz 2004.

¹⁴ Karl Marx: ebd.

auch einzelnen verdankt, in einem kollektiven Prozess zustande kommt und in Technik verwandelt wird. Es ist deshalb ganz und gar unmöglich, das, was diese Kräfte hervorbringen, der Verantwortung oder der Leistung einzelner zuzurechnen.

Ins öffentliche Bewusstsein ist dieser Sachverhalt in der verzerrten Form der Debatte um die Managergehälter gedrungen. Selbst in großen Firmen hat es sich inzwischen herumgesprochen, dass ihr Erfolg ein gemeinsamer Erfolg ist und sie stellen deshalb ihre Bonus-Systeme um. In der FAZ vom 14./15. Januar 2017 findet sich in der Rubrik „Beruf und Chance“ auf Seite C1 unter dem Titel „Einzelkämpfer gehen leer aus“ ein Artikel von Sven Astheimer über neue Vergütungsmodelle für Manager, in dem ein Herr Professor Watzka folgendermaßen zitiert wird: „Überall, wo wir für die Leistungsentstehung auf ein enges Kooperationsgeflecht mehrerer Mitarbeiter angewiesen sind, ist eine eindeutige Zurechenbarkeit der Leistung nicht mehr gegeben.“¹⁵ Welch großartige Einsicht? Nun fehlt nur noch, auch die hierarchische Organisation des modernen arbeitsteiligen Produktionsprozesses, die es einzelnen überhaupt erst ermöglicht, sich völlig unangemessene Stücke aus dem Erfolgskuchen herauszuschneiden, mit ähnlicher Klarheit für völlig anachronistisch zu erklären. Denn das ungeheure Missverhältnis zwischen der Macht des industriellen Komplexes und den individuellen Fähigkeiten gibt hoffentlich nicht nur der immer schon ökonomisch absurden Leistungsideologie im allgemeinen Bewusstsein endlich den wohlverdienten Rest. Es stellt mindestens ebenso sehr die Konzentration der Verfügungsgewalt auf wenigen Positionen und damit die soziale Hierarchie in Frage. Denn die Top-Manager an der Spitze multinationaler Konzerne mit zig-tausenden von Mitarbeitern und einem Umsatz, der der Größe eines Staatshaushaltes entspricht, müssten um angemessene Entscheidungen treffen zu können, eine völlig unüberschaubare Menge von Faktoren berücksichtigen, von denen sie die meisten nicht einmal kennen und die sie, selbst wenn sie sie kennten, wegen ihrer Widersprüchlichkeit niemals unter einen Hut bzw. in einen Kopf bekommen könnten. Sie müssten, um die ihrer Position entsprechende Funktion erfüllen zu können, einen nahezu göttlichen Verstand besitzen. Tatsächlich können sie ihre Entscheidungen nur treffen, indem sie dabei von den Interessen und Bedürfnissen derer, die sie betreffen, absehen. Was den Betroffenen als ihre Willkür erscheinen mag, ist Ausdruck der Abstraktheit auch ihrer Arbeit. Sie gehorchen nicht ihrem eigenen Willen, sondern den Gesetzen des abstrakten gesellschaftlichen Zusammenhangs, fungieren als Vertreter des Wertgesetzes – und nehmen ihre hohen Positionen auch nur ein und können sich dort nur solange halten, weil und solange sie sich als besonders perfekte Funktionäre des Verwertungsprozesses des Kapitals bewähren.

¹⁵ Sven Astheimer: Einzelkämpfer gehen leer aus, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14/15.01.2017, S. C1.

So wenig sich der Erfolg des Unternehmens ihren überragenden Verstandeskräften verdankt, genauso wenig kann ihnen die Verantwortung zugerechnet werden, wenn etwas schiefgeht. Dass die Auswirkungen der Handlungen der Individuen als solche eines ihnen entfremdeten Produktionsapparates zu begreifen sind, in dem ihre Selbstbestimmung keinen Platz hat, manifestiert sich gerade darin, dass sich jeder von jeglicher Verantwortung dispensiert fühlt – und zwar zu Recht. Ihre Fehler lassen sich kaum noch ihren sicherlich vorhandenen persönlichen Defiziten zuschreiben. Wie hilflos solche Personalisierungen sind, dämmert inzwischen ebenfalls dem öffentlichen Bewusstsein, nämlich immer dann, wenn die Medien an dem Versuch scheitern, einen Schuldigen zu finden. Selbst wenn die Manager bewusst gegen Gesetze verstoßen, tun sie das nur, um Arbeitsplätze zu erhalten. Deshalb sprechen die Journalisten auch nicht von Betrug, sondern von Schummelei. Aber es hat auch keinen Sinn, einen Einzelnen zur Verantwortung zu ziehen, denn nicht nur ist dann der Schaden schon entstanden, sondern er ist auch viel zu groß, als dass er oder die Firma, die er leitet, dafür gerade stehen könnten. Was im Zuge der kapitalistischen Anwendung gesellschaftlicher Produktivkräfte zerstört wird, kann auch nur gesellschaftlich wieder repariert werden. Weniges hat die Phrasen von der Verantwortung, die die Angehörigen der sogenannten Elite so gerne dreschen, wenn es um die Legitimierung ihrer Machtstellung und ihrer Vergütungen geht, deutlicher desavouiert als die letzte Finanzkrise, die niemand von ihnen für möglich hielt, und die nur dadurch bewältigt werden konnte, dass die Kosten für ihr Versagen von der Gesamtgesellschaft getragen wurden.

Schließlich müssen die empirischen Individuen an den Schaltstellen der Macht nicht nur intellektuell und moralisch von den mit diesen Stellen verbundenen Aufgaben überfordert sein, sondern auch psychisch. Wer mag ihnen vorwerfen, dass sie angesichts der außerordentlichen Machtfülle, die sie dort genießen, durchdrehen und größenwahnsinnig werden, weil sie ihre eigene Leistungsideologie beim Wort nehmen und tatsächlich glauben, dass sie ihre Position ihren überragenden Fähigkeiten verdanken. Solche Wahnvorstellungen lassen sich in letzter Zeit gehäuft bei Politikern feststellen, man denke nur an Putin, Erdogan oder Trump. Aber auch die folgen in ihrem scheinbar individuellsten Zug, in ihrer losgelassenen Egomane und dem Bestreben immer mehr Macht in ihren Händen zu vereinigen, nur der objektiven Tendenz zu immer weiterer Machtkonzentration, die der kapitalistischen Produktionsweise zu eigen ist. So haben auch diejenigen unter ihren Kollegen und Kolleginnen, die sich selbst nicht so wichtig nehmen, nichts anderes im Kopf als im Namen der Effizienz des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses dessen Verwaltung zu verschlanken und zu straffen, Kontrollinstanzen zu entmachten oder gar abzubauen, mit einem Wort: gesellschaftliche Macht immer stärker zu

zentralisieren, obwohl inzwischen mit Händen zu greifen ist, dass die gesellschaftlichen Produktivkräfte nur kollektiv zu beherrschen sind.

Wenn sich aber nicht länger glaubhaft machen lässt, dass Erfolg auf Leistung beruhe, dann wird umgekehrt der Erfolg zum letzten und einzigen Kriterium für die Leistung. Die Leistungsideologie geht in die pure Erfolgsideologie über. Was das korrumpierte Leistungsprinzip retten soll, unterminiert es nun vollständig. Schließlich ist der Schluss von der Wirkung auf die Ursache bekanntlich allezeit unsicher. Der Erfolg kann weder den eigenen Fertigkeiten, noch der eigenen Leistung, nicht einmal der eigenen Anpassungsfähigkeit zugeschrieben werden. Denn worin sich die geeignete Anpassung manifestiert, entscheidet sich im Nachhinein hinter dem Rücken sowohl der Unternehmen als auch der Individuen, ist ein Ergebnis geheimnisvoller Vorstandspläne und unbeherrschbarer, anonymer Marktbewegungen. Das Leben wird zur Lotterie und das Glückstrittum feiert fröhliche Urständ. Nur Vollidioten setzen noch auf Arbeit und Anstrengung im herkömmlichen Sinne. Stattdessen kommt jetzt alles auf die Performance an, darauf, sich den anderen als betriebsamer Siegertyp zu präsentieren, an dessen Erfolg sie teilhaben wollen. Denn die vermeintlich reine Wettbewerbsgesellschaft kennt nur noch Sieger oder Verlierer. Und unter solchen Bedingungen gilt als höchstes Gebot, kein Pech zu haben.

Sollen die Gesellschaft und mit ihr die Individuen nicht immer tiefer in solchem Irrsinn und der Barbarei, die er hervorbringt, versinken, müssen letztere begreifen, was die Angestelltengesellschaft jeden Tag deutlicher offenbart, nämlich dass die „Entwicklung des gesellschaftlichen Individuums“¹⁶ die angemessene Grundlage dafür ist, dass sie ihre kollektiven Kräfte zu ihren Zwecken nutzen können. Der Ausdruck ist allerdings doppeldeutig. Er meint zum einen, dass das Individuum sich zu einem Gesellschaftswesen entwickelt, den abstrakten Individualismus, der der bürgerlichen Gesellschaft seit jeher innewohnt und der in neoliberalen Zeiten sich ins Absurde steigert, aufhebt, und im vollen Bewusstsein seiner Angewiesenheit auf anderes und andere sein Zusammenleben mit ihnen dahingehend ausrichtet, dass alle sich frei entfalten können. Er meint zum anderen, dass die Gesellschaft sich zu einem Individuum zusammenschließen muss. Erst in einer auf dem Prinzip der Kooperation statt der Konkurrenz beruhenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung würden die selbständigen individuellen Tätigkeiten technisch funktional. Beide Bedeutungen sind nicht voneinander zu trennen, beides nur die zwei Seiten ein und derselben Medaille, ein und desselben Prozesses.

Und dieser Prozess wäre, so sonderbar das klingen mag, der des Fortschritts der Entfremdung. Dieser Fortschritt vollzieht sich jedoch nicht linear. Die Kontinuität mit der kapitalistischen

¹⁶ Karl Marx: ebd.

Form der Entfremdung, der Verdinglichung, muss gebrochen werden. Seine notwendige Voraussetzung bildet, wie in der letzten These bereits ausgeführt, die Aufhebung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Auf technischen Fortschritt muss und soll deshalb aber nicht Verzicht geleistet werden, sondern er wird ermöglicht, indem die Grenzen, die ihm durch die bestehenden sozialen Verhältnisse gesetzt sind, beseitigt werden. Immer weitergehende Automatisierung und damit die Verselbständigung des materiellen Produktionsprozesses wird ihn wohl auch in einer anderen Gesellschaft kennzeichnen. Aber solche Verselbständigung der Mittel beruht dann nicht mehr auf der Verselbständigung des Zwecks, auf der Produktion um der Produktion willen, die sich darin manifestiert, dass die tote, in der Technik vergegenständlichte Arbeit über die lebendige herrscht. Auch die Technik, das Reich der Mittel, kommt erst zu sich selbst, wenn ihre Entwicklung nicht länger gleichgültig gegen die Zwecke empirischer Individuen vorangetrieben wird, sondern durch deren allgemeinen Willen bestimmt dazu in Dienst genommen wird, die Mühseligkeiten der menschlichen Existenz zu erleichtern.

In Bezug auf die Arbeitsteilung als einer wesentlichen Produktivkraft manifestierte sich der Fortschritt der Entfremdung in einem von den Schranken kapitalistischer Produktionsverhältnisse befreiten, tatsächlich vergesellschafteten Produktionsprozess in einer strikten Scheidung der technischen Strukturierung von Arbeitsabläufen und sozialen Verhältnissen. Es mag durchaus sein, dass auch eine dann immer noch arbeitsteilige Produktion hierarchischer Verhältnisse bedürfte und sich als ein System von über- und untergeordneten Positionen darstellte, weil die verschiedenen Tätigkeiten in ihr koordiniert werden müssten. Aber ein solches Positionensystem wäre rein technischer Natur und begründete keinerlei soziale Hierarchie. Denn aus einem vielleicht technisch notwendigen Bedeutungsunterschied von Funktionen in Hinblick auf mit ihnen verknüpften Entscheidungsbefugnissen über die zweckmäßige Anwendung der Mittel in der materiellen Produktion lässt sich keine Abstufung unter Personen und keine Abstufung ihrer Rechte, über ihre Zwecke zu bestimmen, ableiten. Der Fortschritt der Entfremdung auf der Grundlage der Vergesellschaftung der Produktionsmittel würde sich im weiteren Progress der Entpersönlichung der Positionen und Funktionen äußern. Sie kann vorangetrieben werden, wo keine privaten Eigentumsrechte mehr Einfluss auf die Besetzung von Positionen haben. Dass die Arbeit qualitativ abstrakter wird, die Arbeitskraft also, wie man heute sagt, immer flexibler wird, erlaubt es ja gerade verschiedenen Personen dieselbe Funktion und derselben Person verschiedene Funktionen auszuüben. Und je höher die Position im technischen Prozess angesiedelt ist, desto allgemeiner sind in aller Regel auch die mit ihr verbundenen Funktionen. Besondere Fähigkeiten sind gar nicht notwendig, um sie

wahrzunehmen. Insofern der Spezialisierungsgrad an der Spitze eher abnimmt, werden die Tätigkeiten dort vielleicht nicht einfacher, auf alle Fälle aber zugänglicher. Schließlich gilt in allen vermeintlich demokratischen Gesellschaften das Prinzip, dass jeder bzw. jede jedes politische Amt erlangen können muss, was voraussetzt, dass auch jedem und jeder zugetraut wird, es angemessen auszufüllen. Warum das in der Wirtschaft nicht möglich sein sollte, ist überhaupt nicht einzusehen. Auch hier sind also Wahl- oder Rotationsverfahren oder eine Kombination von beiden denkbar, um die Positionen zu besetzen.

Von grundsätzlicherer Bedeutung für den Fortschritt der Entfremdung im Sinne einer Entpersönlichung wäre jedoch die strikte Abtrennung jeglicher sozialen Belohnung von den Positionen und Funktionen. Gerade unter dem Gesichtspunkt der Funktionalität der Tätigkeiten im gesellschaftlichen Reproduktionsprozess ist nicht zu begreifen, warum es überhaupt bedeutendere und weniger bedeutende Funktionen geben sollte und warum die Tätigkeiten verschieden entlohnt werden sollten. Eine Tätigkeit ist funktional oder sie ist es nicht. Ist sie es nicht, ist sie schlicht überflüssig. Man kann sie einsparen, damit die Individuen etwas Besseres mit ihrer Zeit anfangen können. Ist sie hingegen funktional, dann muss die Arbeit gemacht werden, egal ob es die eines Straßenkehrers oder die eines Managers ist. Es hat keinerlei Sinn, darüber streiten zu wollen, welche von beiden wichtiger sei. Ein Maßstab für etwaige Belohnungen ergibt sich deshalb gerade aus einer strikt funktionalistischen Betrachtung nicht. Vielmehr erweisen sich die in die Positionen eingebauten Belohnungen in geradem Gegensatz zu dem, was die zu Beginn dieser Ausführungen zitierte funktionalistische Schichtungstheorie behauptet, als technisch vollkommen dysfunktional. Schließlich sollen die Funktionen von Menschen wahrgenommen werden, die sich sachlich für sie interessieren, nicht von solchen, die es auf die Belohnung abgesehen haben. Das bestehende krude behavioristische Positionenmodell züchtet geradezu Individuen heran, die sich durch so liebreizende Kompetenzen wie Opportunismus, Skrupellosigkeit, Zynismus sowie, ganz zentral, Macht- und Geldgier auszeichnen. Man möchte mutmaßen, dass die soziale Ungleichheit wohl das geeignete Werkzeug ist, die unfähigsten und asozialsten Personen in die entscheidenden Positionen zu bringen – und ein Blick auf das politische Personal und die großen Wirtschaftsführer von heute scheint diese Mutmaßung nur zu bestätigen.

Die Voraussetzung dafür, dass die technische Hierarchie tatsächlich funktional sein kann, ist mithin, dass die Existenz und der Lebensstandard der Individuen gänzlich unabhängig von deren individueller Beteiligung an der Produktion von der Gesellschaft gesichert und garantiert wird, damit jene sich auch von sich selbst, ihrem eigenen Egoismus und dem Zwang zur Selbstbehauptung, befreien können. Sie werden insofern erst in einer anderen Gesellschaft

wirklich zu Funktionären, als sie, ohne auf ihre persönlichen Vorteile zu schießen, eine Tätigkeit ausüben, die kollektiv als technisch notwendig oder wünschenswert bestimmt wird – und zwar in einem Prozess allgemeiner Willensbildung in Räten, an dem sie selbst aktiv mitwirken. Und sie werden insofern erst zu Personen, als sie Positionen und Funktionen aus sachlich technischem Interesse anstreben und übernehmen. Und weil sie nun beides sind, sind sie keines mehr von beidem.

Ihre Autorität in der immer noch vorhandenen technischen Hierarchie stützt sich erst jetzt tatsächlich auf ihre Fähigkeiten, das Vertrauen der anderen in sie und auf die kollektive Beschlussfassung, nicht länger auf eine auf der Basis von Eigentumsrechten erfolgte Usurpation ihrer Position. Was sie tun, bleibt jederzeit transparent und kontrollierbar, weil sich ihre Befugnisse allein auf einen technischen Prozess beziehen, an dessen Ablauf die Qualität ihrer Entscheidungen immer von allen überprüft werden kann.

Die Lösung jeglicher Verknüpfung von Positionen, Funktionen und sozialen Vorteilen könnte sogar die technische Hierarchie als solche schleifen. Immer wenn Marx auf deren Notwendigkeit auch in einer befreiten Gesellschaft zu sprechen kommt, die sich daraus ergeben soll, dass in einem arbeitsteiligen Prozess immer die Teilarbeiten aufeinander abzustimmen sein werden, bemüht er das Beispiel eines Orchesters, das ja auch eines Dirigenten bedarf. So plausibel das wirkt, gerade an diesem Beispiel wird deutlich, wie weit bei aller Voraussicht auch Marx' Vorstellungsvermögen historisch beschränkt gewesen sein mag.

Kurz nach der Oktoberrevolution gründete sich, wie um die Überzeugung von der Notwendigkeit einer technischen Hierarchie zu widerlegen, 1922 in Moskau das erste kollektivistisch-experimentale, symphonische Ensemble ohne Dirigenten, das Persimfans-Orchester.¹⁷ Die Musiker übertrugen das in der Kammermusik gängige Prinzip des gleichberechtigten Spiels auf das Orchester und zeigten so, dass auch größere Klangkörper sich selbsttätig organisieren können. In einem solchen Orchester ist jeder Musiker nicht mehr nur Instrumentalist, sondern zugleich auch Dirigent. Er wartet nicht mehr darauf, dass ihm von vorn bzw. von oben sein Einsatz gegeben wird, um seinen Part möglichst virtuos herunterzufideln. Er hört jetzt selbst auf die anderen, muss selbst das Verhältnis des von ihm erzeugten Klanges zum Gesamtklang begreifen und bestimmen. Seine Verantwortung für ihn delegiert er nicht mehr an einen anonymen Apparat und dessen Vorsteher, sondern er setzt sich mit seinen Kollegen selbst auseinander und stimmt sich mit ihnen, im wahrsten Sinne des Wortes, ab, um eine gemeinsame Interpretation zu finden. Individualität entfaltet sich im kooperativen, kollektiven Prozess.

¹⁷ Vgl. SWR2: Herrschaftsfreies Musizieren, <https://www.swr.de/swr2/musik/orchester-spielen-ohne-dirigent-herrschaftsfreies-musizieren/-/id=661124/did=20402178/nid=661124/1ikicwk/index.html>; (Stand: 11.02.2018).

Vielleicht haben erst die über Marx' Vorstellung hinausgehenden Musiker vom Persimfans-Orchester eine adäquate Idee dessen entwickelt, was er mit seiner Rede vom gesellschaftlichen Individuum meinte.

Um sie zu realisieren, bauten sie allerdings den Orchesterapparat um und veränderten seine Praxis. Sie formten die alte Anordnung der Instrumente im Halbkreis um das Dirigentenpult zu einem Kreis, damit sie sich nun gegenseitig sehen und besser hören konnten. Sie gaben sich auch deutlich mehr Zeit für die Proben, weil ihr Abstimmungsprozess komplexer ist, als wenn einer den Ton vorgibt. Stattdessen übernahmen nun immer wieder einzelne Musiker die Kontrolle des Zusammenspiels, indem sie in den Zuschauerraum gingen und es von dort aus anhörten. Das scheint zwar auf den ersten Blick ineffektiver als das traditionelle Vorgehen, ob es das wirklich ist, darf allerdings bezweifelt werden. Betrachtet man industrielle Großprojekte, dann fällt schließlich auf, dass die Zeit, die dadurch bei der Planung gespart wird, dass in kleinen Gremien in intransparenter Weise und unter Absehung von den Bedürfnissen der Betroffenen entschieden wird, bei der Realisierung doppelt und dreifach aufgewendet werden muss, um deren berechnete Widerstände zu unterdrücken. Aber wie dem auch sei, der heute erreichte Stand der Produktivkräfte erlaubt es allemal, zum Zwecke organisatorischer Selbstbestimmung einen Teil der durch ihn gewonnenen freien Zeit zu verschwenden. Schließlich verwirklicht sich streng genommen erst in einer solchen Organisation der Gedanke der Arbeitsteilung. Ihm steht nämlich die hierarchische Ordnung entgegen, da auf den oberen Ebenen Funktionen geballt werden. Bei Lichte besehen werden zwar nur die Entscheidungsbefugnisse angehäuft und die Arbeit delegiert, aber eben diese Trennung kann die Qualität der Ausführung nur mindern.

Die Revolution in der Orchester-Organisation ging jedoch noch einen Schritt weiter, sie ergriff auch die Instrumente. Es gründeten sich anknüpfend an das Moskauer Experiment sogenannte Geräuschorchester. Die versuchten Arbeitsmittel in Instrumente zu verwandeln, um ihnen Musik zu entlocken. Diese neue proletarische Kultur wies bereits weit über jede bornierte Arbeiterkultur und jeden später zum Programm erhobenen sozialistischen Realismus hinaus. Sie verfolgte offensichtlich das Ziel den alten Gegensatz zwischen technischer und sogenannter Hochkultur zu überwinden, das Arbeitsmittel von purer Nützlichkeit zu befreien und umgekehrt die freie Kunst an den Mitteln der Produktion zu erproben – und dergestalt ernst zu machen mit der Idee einer menschlichen Kultur des freien Spiels.

Aber das war wohl zu viel der Freiheit für die Avantgarde des Proletariats. Bald schon beendete die Partei der Arbeiter und Bauern solche versponnenen Experimente. 1932 wurde auch das Persimfans-Orchester aufgelöst. Ein führungsloses Kollektiv schien Stalin nicht mehr an der Zeit. 2008 gründete es sich wieder. Vielleicht ist ja jetzt seine Zeit angebrochen.